

WASSERWEG:

Mit dem Einbaum auf dem Tsiribihina

Text und Bilder von Romy Müller

Ein spezielles Abenteuer in Madagaskar ist die dreitägige, ca. 160 km lange, nicht ganz ungefährliche Fahrt mit einem Einbaumkanu auf dem Tsiribihina. Der Fluss führt durch unberührte Wildnis, wunderschöne Landschaften, tiefe Schluchten, vorbei an eindrucklichen Baobabwäldern und schroffen Sandsteinfelswänden, auf welchen Lemuren herumturnen und in deren Nischen fliegende Hunde hängen.



Schon fast drei Wochen sind wir auf der Insel Madagaskar unterwegs. Zum Teil reisen wir mit öffentlichen Verkehrsmitteln wie Eisenbahn, Buschtaxi und Flugzeug, zum Teil per Mietauto. Jetzt wollen wir nochmals etwas Neues ausprobieren – nämlich ein Einbaumkanu! Es soll uns in drei Tagen auf dem Tsiribihinafluss von Miandrivazo bis zur Mündung bei Belo Tsiribihina bringen.

Miandrivazo, der Ausgangspunkt unserer Tour, liegt im wilden Westen der riesigen Insel und ist einer der heissesten Orte. Die Lebensader der Stadt ist der Fluss; an ihm spielt sich ein grosser Teil des täglichen Lebens ab. Kinder plantschen und spielen im Wasser, Frauen schrubben die Wäsche, Zebuherden kommen mit ihren Herden zur Tränke, und während die Buckelrinder ihren Durst löschen, benutzen ihre Aufpasser die Gelegenheit für eine ausgiebige Körperwäsche. Waren und Fahrgäste werden – ausschliesslich mit Einbäumen – von einem Ufer zum anderen und in die umliegenden Dörfer transportiert.

Die Welt des Flusses

Früh am Morgen werden unsere beiden Einbäume unter den kundigen Blicken der Bevölkerung mit allem Nötigen beladen, unter anderem auch mit lebenden Hühnern. Es ist anzunehmen, dass diese – hoffentlich im Gegensatz zu uns – die Reise nicht überleben werden. Vermutlich sind sie als unsere Verpflegung vorgesehen.

Ausser meinem Partner Miro und mir ist noch ein amerikanisches Touristenpaar mit von der Partie sowie unsere beiden Paddler

Kontondriana und Rivo, dessen Freundin, die sich als Köchin engagiert, und unsere Führer Franckie und seine Frau Luva.

Nach stundenlangen Vorbereitungen – wir mussten uns für die Bootsahrt bei der Polizei registrieren lassen – ist es jetzt endlich soweit; wir nehmen Platz auf der schmalen und harten Holzplanke im Einbaum. Ich befürchte, dass diese spartanische Sitzgelegenheit meinem «Allerwertesten» nicht so gut bekommen wird; immerhin muss er es drei Tage lang darauf aushalten. Um es uns während der Fahrt so bequem wie möglich zu machen, hat uns Franckie empfohlen, unsere Rucksäcke als Lehne quer über den Einbaum zu legen; dieser Tipp rettet unsere Rücken.

Viel Bewegungsfreiheit bleibt nicht im Boot, und vor allem ist es nicht ratsam, sich ruckartig zu bewegen. Dies könnte den Einbaum zum Kentern bringen oder zumindest mit Wasser füllen. Vom Rand des Bootes bis zum Wasserspiegel bleiben keine zehn Zentimeter. Während der Fahrt weist uns Kon-



tondriana immer wieder an, etwas mehr links oder rechts zu sitzen, damit unser Gefährt nicht Schlagseite bekommt.

Die Stimmen der am Ufer zurück gebliebenen Menschen werden leiser und wir gleiten fast geräuschlos auf der glatten Wasserfläche dahin. Bald sind nur noch das rhythmische Schlagen des Paddels und das leise Plätschern des Wassers, welches vom Bug verdrängt wird, zu hören. Kontondriana fängt an zu pfeifen und später





Auf der Rieseninsel Madagaskar sind 19 verschiedene ethnische Gruppen zuhause (links aussen). – Beim abendlichen Halt freuen sich die Kinder, mit uns essen zu dürfen (links).

verfällt er in einen eintönigen Singsang. Über uns erstreckt sich ein tiefblauer, grenzenlos scheinender Himmel, der mit einigen imposanten Wolken verziert ist.

Obwohl der Fluss Tsiribihina als Versorgungsweg dient – Strassen gibt es weit und breit keine – sehen wir während unserer dreitägigen Fahrt nur ein einziges Motorboot. Vereinzelt tauchen kleine Dörfer am Ufer auf, die hauptsächlich von Menschen des Volksstammes der Sakalava, einer der 19 ethnischen Gruppen in Madagaskar, bewohnt sind. Die Orte bestehen aus einigen Lehmhütten mit Palmblätternach. Hier scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Stress und Hektik sind Fremdwörter. Die Menschen leben vom Fischfang und vom Reisanbau. Elektrizität und Schulen gibt es keine.

Übermütig rufen uns die Kinder «salü (franz.: salut) vazaha» zu, was soviel heisst wie «hallo Fremder/Weisser». Sie sind froh um jede Abwechslung, die sich ihnen in dieser einsamen Gegend bietet. Wer hier geboren wird, stirbt meistens auch hier. Kontondriana plaudert beim Vorbeifahren ab und zu mit den Kindern.

Der anfänglich recht breite Fluss ist jetzt etwas schmaler geworden. Dadurch nimmt die Strömung zu und unser Steuermann kann seine Kräfte schonen. Für die Rückreise – ausschliesslich mit Muskelkraft – wird er nochmals fünf bis sechs Tage benötigen, da er dann gegen den Strom paddeln muss. Die Reisedauer hängt nicht nur von der

Zuverlässigkeit des Bootes und der Ortskenntnis des Führers ab, sondern auch von den unkalkulierbaren Wasserverhältnissen. Führt der Fluss viel Wasser, geht die Fahrt abwärts schneller, dafür ist es aufwärts gegen die Strömung umso mühsamer.

Jetzt im Mai hat der Tsiribihina genügend Wasser, so dass wir die Piroge nur einige Male über Sandbänke schieben müssen. Der Fluss ist vereinzelt von kleinen Inseln durchsetzt, auf denen Bäume und Sträucher wachsen. Auf den Ästen sitzen Kuh- und Fischreiher. Sie beobachten uns genau, jederzeit bereit, auf und davon zu fliegen, wenn wir ihnen zu nahe kommen. Am Himmel zieht ein grauer Milan seine Kreise und Eisvögel erfreuen mit ihrer Farbenpracht unsere Sinne. Bunte Schmetterlinge flattern knapp über der Wasseroberfläche. Ja, dies ist der Ort und die Zeit, die Seele baumeln zu lassen.

Picknick unter Mangobaum

Nach drei Stunden legen wir zum ersten Mal am Ufer an – «Pipipause» ist angesagt. Inzwischen steht die Sonne hoch am Himmel und die Temperatur ist entsprechend gestiegen. Doch auf dem Wasser lässt es sich noch einigermaßen aushalten. Die Hühner haben während der ganzen Fahrt noch keinen Laut von sich gegeben; ob sie ihr Schicksal erahnen?

Meistens ist das Ufer von Schilf gesäumt. Das Vorhandensein von Bananenstauden

verrät die Nähe einer Siedlung. Kontondriana paddelt oft von einer Flussseite auf die andere, um Sandbänke oder kräftigen Strömungen auszuweichen. Allerdings verlängert sich dadurch die zurückgelegte Strecke um einiges. Ich bin froh, dass wir gegen zwei Uhr einen kurzen Mittagshalt einlegen. Mein Sitzleder hat sich allmählich schmerzlich bemerkbar gemacht.

Im Schatten eines riesigen Mangobaumes breitet Luva eine Decke aus. In der Mitte platziert sie einen grossen Topf mit Reissalat. Wir setzen uns und lassen es uns schmecken. Am Ufer stillt eine Frau ihr Baby, eine andere ist damit beschäftigt, Wäsche zu schrubben. Ich frage mich, woher die immer in grösserer Anzahl auftauchenden Kinder kommen, denn weit und breit ist kein Dorf zu sehen. Neugierig beobachten sie uns. Wir laden sie ein, mit uns zu essen. Zuerst sind sie etwas scheu, doch dann greifen sie immer mutiger zu.

Schon bald geht es weiter. Unermüdlich, fast wie ein Roboter, paddelt Kontondriana, Stunde um Stunde. Kurz vor dem Zusammentreffen der Flüsse Mahajilo und Mania (erst jetzt ist die Bezeichnung Tsiribihina für den Fluss korrekt) fahren wir zum ersten Mal auf einer Sandbank auf. Nun heisst es aussteigen und die Piroge irgendwie wieder in tieferes Wasser schieben. Wir sind ganz froh, bei dieser Gelegenheit unsere Beine im seichten Wasser etwas vertreten zu können.

Gegen Abend verändert sich die Landschaft. Bis jetzt prägte vorwiegend eine trockene Savanne das Bild, doch jetzt erheben sich Berge am Horizont. Ich frage mich, ob wir diese umrunden müssen, oder ob sich der Fluss einen Weg mittendurch gebahnt hat. Ein schmaler, grüner Streifen mit einigen Bäumen säumt das Ufer. Dörfer haben wir seit langem keine mehr gesehen.

1000-Sterne-Restaurant

Kurz bevor wir in die Schlucht eintauchen, halten wir bei einer grossen Sandbank an, um hier unser Nachtlager aufzuschlagen. Die drei kleinen Zelte sind schnell aufgebaut. In der Zwischenzeit haben Rivo und seine Freundin ein Feuer entfacht. Schon bald kocht unser Nachtessen. Bis es soweit ist, gibt es für den grössten Hunger schon einmal Chips, warme Cola und eine Flasche Rum. Obwohl wir uns mit dem Rum sehr zurückhalten (zusammen trinken wir höchstens 2 dl) ist die Flasche am nächsten Morgen auf unerklärliche Weise leer. Vielleicht haben sich ja die Flussgeister über die Flasche her gemacht?

Vereinzelt tauchen kleine Dörfer auf; der Fluss ist die Lebensader der Bewohner.





Der Fluss dient auch als Badewanne und Waschmaschine...



Unermüdlich, Stunde um Stunde, Tag um Tag, paddeln unsere Bootsführer.

Unser Nachtessen besteht aus Reis, Gemüse und Zebu Fleisch, letzteres hat den ganzen Tag an der brütenden Sonne im Boot «gegart». Wir geniessen das Mahl – nicht wie im 5-Sterne-Restaurant, nein, wir sind in einem 1000-Sterne-Restaurant, denn mindestens so viele Himmelskörper funkeln über uns. Der Mond zeigt sich nur als kleine Sichel.

Später sitzen wir um das Feuer und Luva erzählt uns aus ihrem Leben. Sie ist nicht, wie sie uns anfänglich weismachen wollte, mit Franckie verheiratet. Vor vier Jahren hat sie sich mit einem Madagassen vermählt. Ein Hochzeitsfest konnten die beiden nicht organisieren, weil damals in Madagaskar gerade Unruhen ausgebrochen waren. Bei der Trauung war Luva bereits im siebten Monat schwanger.

Als ihr Sohn knapp ein Jahr alt war, verschwand sein Vater mit einer anderen Frau auf «Nimmerwiedersehen». Seither ist Luva mit ihrem kleinen Sohn alleine. Sie versucht, sich mit einem winzigen Lebensmittelladen über Wasser zu halten. Der Verdienst ist je-

doch so mager, dass sie nicht davon leben kann. Zusätzlich probiert sie jetzt, im Tourismusgeschäft Fuss zu fassen. Dank Franckie hat sie die Chance bekommen, auf dieser Reise mitfahren zu können. Luva hofft, bald selber auch Touren führen zu können. Franckie macht ihr fleissig den Hof, obwohl er zu Hause eine Frau und drei Kinder hat. Luva ist noch unschlüssig, ob sie sein «Angebot» annehmen soll.

Aus Platzgründen und weil ehemalige Madagaskarreisende mir immer nur von der Hitze in diesem Land erzählt hatten, liess ich den Schlafsack zu Hause. Dies bereue ich nun bitterlich. Trotz der Hitze tagsüber ist die Nacht am Fluss relativ kalt. Ich friere wie ein Hund, und es will und will nicht Morgen werden.

Um 6.30 Uhr geht endlich die Sonne auf. Ich setze mich vors Zelt und lasse mich von den ersten Sonnenstrahlen «enteisen». Im Moment ist es schwer vorstellbar, dass es in nur wenigen Stunden wieder ungemütlich heiss sein wird. Wenn ich bedenke, dass unsere Paddler nicht einmal den Schutz eines Zeltes und nur

einen Stoffetzen zum Zudecken hatten, frage ich mich, wie sie die Nacht überstanden haben. (Vielleicht mit Hilfe von Rum..?)

Neugierige Lemuren

Nach einem kurzen Frühstück mit Tee, Konfitüre und trockenen Baguettes, letztere ein Erbe der ehemaligen Kolonialmacht Frankreich, stechen wir ins Wasser. Immer wieder verengen grosse Sandbänke den Fluss. Nun kommt der schönste Abschnitt der Reise: Das Wasser schlängelt sich durch eine Schlucht mitten im Gebirge. Die Hänge sind beidseitig mit dichtem Grün bewachsen. Franckie hat uns versprochen, dass wir heute Lemuren sehen werden. Und in der Tat: Wir sind noch keine 30 Minuten unterwegs, lassen sich die ersten Sifakas blicken. Man kann sie gut an ihrem weissen Fell und der dunklen Gesichtsmaske erkennen. Sie sind wahre Sprungkünstler! Bei Sätzen von Baum zu Baum können sie problemlos Distanzen von zehn Metern zurücklegen. Müssen sie sich – mangels Bäumen – auf dem Boden fortbewegen, springen sie in aufrechter Körperhaltung mit geschlossenen Füssen tänzelnd vorwärts, ähnlich wie beim Sackhüpfen. Fasziniert und neugierig beobachten wir diese Akrobaten. Die Neugierde scheint gegenseitig zu sein: Mit ihren grossen Kulleraugen mustern uns die Sifakas hoch aus den Baumwipfeln, wohl wissend, dass wir ihnen nicht zu nahe kommen können.

Etwas später begegnen wir Braunlemuren. Sie hüpfen flink über die Sandsteine



und kommen ans Wasser, um ihren Durst zu löschen. Kopf und Körper weisen etwa eine Länge von 45 Zentimetern auf und ihr Schwanz ist nochmals gute 60 Zentimeter lang. Es gibt sieben Unterarten der Braunen Lemuren. Sie bewohnen fast die gesamten Küstengebiete Madagaskars, mit Ausnahme des Südens. Viel zu schnell verschwinden auch sie in den nahen Baumkronen, um wieder Blätter und Früchte zu mampfen. Sie ernähren sich ausschliesslich vegetarisch. In Madagaskar gibt es nicht weniger als 29 verschiedene Lemurenarten.

Unter dem Wasserfall

Das Landschaftsbild ändert sich über Stunden kaum. Seit wir durch die Schlucht fahren, ist der Fluss schmaler geworden. Menschliche Behausungen haben wir lange nicht mehr gesehen, und auch an den Ufern ist keine Menschenseele zu erspähen. Immer wieder ziehen bunte Vögel wie Vasa-Papageien, Kaptäubchen, Bienenfresser und Gabelschwanzdrongos unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf einem Felsen sitzt ein Bussard, und Reiher kreisen über unseren Köpfen.

Kurz vor Mittag legen wir an und wandern zu einem Wasserfall – ein fantastischer Anblick! Unter dem Wasserfall hat sich ein natürliches Becken mit türkisfarbenem Wasser gebildet. Diese Gelegenheit lassen wir uns nicht entgehen! Wir tauchen ein in das herrliche Nass. Die Abkühlung hält leider nur solange an, wie ich mich im Wasser aufhalte. Wehte gestern noch ein schwacher Wind, steht die

Luft heute buchstäblich still und beschert uns quälende Hitze. In der Nähe des Wassers tummeln sich Schmetterlinge und Libellen. Am Boden entdecke ich einen bleistiftgedicken Tausendfüßler. Eine Spinne hat im Gebüsch ein grosses, filigranes Netz gesponnen. Sie sitzt mittendrin und wartet auf fette Beute.

Bei der Rückkehr zum Einbaum überraschen uns Rivo und seine Freundin mit dem Mittagessen. Heute gibt es Fisch, welchen sie gestern unterwegs von einheimischen Fischern gekauft haben.

Immer wieder entdeckt Kontondriana während der Fahrt Tiere am Ufer – einmal ist es ein Gecko, dann eine Schildkröte, ein anderes Mal ein Chamäleon. Ab und zu schöpft er mit seiner chinesischen Emailtasse das braune Wasser aus dem Fluss, um zu trinken. Wir sind froh, genügend Mineralwasser bei uns haben. Dieses bieten wir unserem Bootsführer auch an, doch er lehnt lachend ab und trinkt lieber die braune Brühe. Ob damit wohl auch unser Essen gekocht wird? Nach ca. sechs Stunden lassen wir die Schlucht hinter uns. Der Tsiribihina wird nun so breit, dass man sich auf einem See wähen könnte.

Himmelszauber

Langsam neigt sich der Tag dem Ende entgegen. Die Sonne sinkt und taucht den Himmel in orange und rote Farben; bald versinkt der Feuerball glutrot am Horizont. Darnach werden die Wolken rosa, dann rot und etwas später färben sie sich lila ein, um schliess-



lich einen bläulichen Farbton anzunehmen. Dann ist der Feuerzauber vorbei und die dunkle Nacht bricht über uns herein. Trotzdem ziehen noch riesige Vogelschwärme kreischend über uns hinweg.

Franckie macht weiterhin keine Anstalten, ein Nachtlager zu suchen. Am Morgen hat er uns informiert, dass wir heute neun Stunden im Einbaum verbringen werden, inzwischen sind es aber bereits über zehn Stunden. Schon bald können wir den zweiten Einbaum in der Dunkelheit nicht mehr ausmachen, und auch die Stimmen der anderen hören wir nicht mehr. Ich frage mich, wie sich Kontondriana orientiert, denn man kann absolut nichts mehr sehen. Leider können wir ihn auch nicht fragen, denn er spricht kein Wort Französisch. Unermüdlich, wie eine Maschine, paddelt er weiter.

Wir kommen an mehreren Sandbänken vorbei, welche sich unserer Meinung nach gut als Nachtlager eignen würden. Doch der zweite Einbaum ist nirgends zu sehen und wir fahren immer weiter. Allmählich kommt ein ungemütliches Gefühl in uns auf, denn



Natur pur ist Madagaskars Luxus – beim romantischen Bad am Wasserfall Anosin Ampela, bei Begegnungen mit der Fauna, einem jungen, neugierigen Sifaka-Lemur, einem Teppich-Chamäleon, einem prachtvollen Schmetterling, der gerade von einer Spinne gefangen wird.

wir können uns keinen Reim darauf machen, was Franckie, der im anderen Einbaum sitzt, mit uns vorhat. Er erzählte uns, dass wir morgen noch höchstens sechs Stunden Fahrt vor uns haben. Es gibt für uns keinen ersichtlichen Grund, warum wir bis tief in die Nacht hinein unterwegs sein müssen. Kontondriana sieht jetzt auch die Sandbänke nicht mehr, sodass wir immer wieder stecken bleiben.

Lost!

Dann, endlich, nachdem wir über elf Stunden im Boot gesessen haben, bedeutet uns Kontondriana, auszusteigen. Wir hören Stimmen und laufen in die Richtung, aus der sie kommen. Es stellt sich heraus, dass wir hier in einem Dorf sind. Von Franckie und dem Rest der Crew ist weit und breit nichts zu sehen. So fragen wir die Dorfbewohner nach Frankie. Diese zeigen in eine bestimmte Richtung in die dunkle Nacht hinaus. Wir stolpern über Stock und Stein, können aber niemanden finden.

Für den Waren- und Personen-transport werden auf dem Fluss Tsiribihina ausschliesslich Einbaum-Kanus eingesetzt.



Also kehren wir wieder um und gehen an den Ausgangspunkt zurück. Nun ist auch unser Einbaum samt Kontondriana und dem ganzen Gepäck verschwunden. Uns wird immer banger. Wir sitzen an einem unbekanntem Ort in einem fremden Land, in stockdunkler Nacht, ohne Führer, ohne Boot und ohne Gepäck. Ausser den Kleidern, die wir auf uns tragen, haben wir nichts bei uns.

Nochmals fragen wir einen Dorfbewohner nach Franckie. Auch dieser zeigt wieder in die gleiche Richtung, in die wir bereits gelaufen sind. Mit Händen und Füßen versuchen wir, ihm verständlich zu machen, dass wir Franckie nicht finden können. Irgendwann begreift er unsere Not und ordnet eine Begleitung für uns an. Ein Jugendlicher führt uns am Ufer entlang. Erneut stolpern wir in der Dunkelheit über Steine und Baumwurzeln.

Endlich sind wir am Ziel; wir stossen auf Franckie und die Gruppe. Auch Kontondriana und unser Gepäck sind hier. Ich bin einfach nur froh, dass doch noch alles gut gegangen ist, doch Miro ist wütend und sagt zu Fran-

ckie: «Dein Verhalten ist nicht in Ordnung. Warum bist du uns davon gefahren, ohne uns darüber zu informieren, was du geplant hast?» Franckie redet sich heraus: «Wir mussten heute unbedingt so lange fahren, weil wir morgen schon um zwei Uhr am Ziel ankommen müssen. Mahefa, unser Chauffeur, erwartet uns dort mit dem Mietauto.»

Das Ziel ist nun plötzlich nicht Belo Tsiribihina, sondern schon 30 Kilometer vorher. Vereinbart war allerdings, dass wir bis Belo Tsiribihina auf dem Fluss unterwegs sein würden. Darauf angesprochen, behauptet Franckie: «Der Fluss führt nicht genügend Wasser, um bis zum vereinbarten Ziel paddeln zu können.» Selbst wenn diese Behauptung richtig wäre, warum müssen wir morgen bereits um zwei Uhr am Ziel ankommen? Mit dem Auto ist es von dort bis Belo Tsiribihina höchstens noch eine Stunde.

Wir haben viele Fragen, geben es jedoch irgendwann auf, darauf plausible Antworten zu verlangen. Das ist Afrika! Vieles ist mit unserer Logik nicht nachvollziehbar. Auf meinen Einwand: «Wir sind doch schon



Riesige Baobab-Bäume, das Markenzeichen Madagaskars, beim Sonnenuntergang.

An- und Einreise: Flüge nach Antananarivo gibt es mehrmals pro Woche via Paris. Wer mit Air Madagascar fliegt, hat 50% Rabatt auf Inlandflüge. Auch CH- und EU-Bürger benötigen ein Visum.

Reisezeit: Die 587'000 km² grosse Insel mit ihren 14 Mio Einwohnern hat unterschiedliche Klimazonen. Für eine Rundreise eignet sich am besten der Südwinter, Mai bis Oktober. Von Mitte Nov. bis März herrscht Regenzeit; an der Ostküste kommt es dann oft zu den gefürchteten Zyklonen.

Gesundheit: Malariaprophylaxe ist unabdingbar; die Insel ist ein Hochrisikogebiet. Bei Reisen in abgelegene Gebiete, wo es kein sauberes Trinkwasser gibt, wird eine Typhusimpfung empfohlen.

Transport: Von abenteuerlich bis relativ bequem ist alles möglich. Um grössere Strecken zurückzulegen ist das gängigste Verkehrsmittel das Buschtaxi, bestehend aus Kleinbussen oder Lastwagen. Letztere haben Sitzreihen auf der Ladefläche. Kürzere Strecken kann man mit so genannten Taxi-Be bewältigen, Peugeot 404 oder 405 mit drei Sitzreihen. In den Städten verkehren viele Pousse-Pousse, rikschaähnliche Gefährte. Von den vier Eisenbahnstrecken wird nur noch die Strecke Fianarantsoa-Manakara für Personentransporte betrieben, allerdings unregelmässig. Einzelne Küstenstädte oder vorgelagerte Inseln können mit Schiffen erreicht werden. Wer gerne etwas bequemer reist, mietet sich ein Auto; diese sind jedoch nur mit Fahrer zu haben.

Unterkünfte: Es gibt verschiedene Hotelkategorien, je nach Ausstattung zwischen 15 und 70 Franken. Preiswertere Alternativen sind die «Hotel Gasy», bescheidene Restaurants, die manchmal auch Zimmer anbieten und in denen die Madagassen absteigen. Sie sind sehr einfach, aber in der Regel sauber. Es ist auch möglich, im Zelt zu übernachten; als Camper in der Nähe einer Siedlung sollte man sich zuerst beim Dorfältesten vorstellen.

Sprache: Ausser in sehr abgelegenen Gebieten kommt man überall mit Französisch durch. Englisch wird erst wenig gesprochen.

Reiseführer: Madagascar & Comoros (englisch), Lonely Planet, Fr. 41.–, ISBN: 978-1-74104-100-2

Flussreise auf dem Tsiribihina: Es gibt in der Hauptstadt Antananarivo und in Antsirabe verschiedene Reisebüros, die eine solche Tour organisieren (z.B. Exode Tours, www.exode-madagascar.com). Oft wird man in den beiden Städten auch auf der Strasse angesprochen. Dabei ist Vorsicht geboten. Bei einigen Anbietern beschränkt sich die Organisation darauf, dem Interessenten solange herrliche Geschichten zu erzählen, bis er eine Anzahlung geleistet hat – und dann sieht man sein Gegenüber nie mehr. Auch Hotels in Miandrivazo können ein Boot vermitteln. Wir haben die Flussfahrt durch den Fahrer unseres Mietautos organisieren lassen. Uns hat die dreitägige Tour umgerechnet Fr. 275.– pro Person gekostet.



Auch wenn sich mal ein Krokodil anschleicht, kann man hier die Seele baumeln lassen.

vor mehr als zwei Stunden an Plätzen vorbei gekommen, die sich gut geeignet hätten, um unsere Zelte aufzustellen», widerspricht Franckie: «Dort war es zu gefährlich wegen den Krokodilen.» Noch gestern hat er uns erzählt, dass diese Tiere nie an Land angreifen. Die Diskussion bringt nichts.

Nachdem die Hühner zwei Tage keinen Ton von sich gegeben haben, höre ich sie nun um ihr Leben schreien. Jetzt bin ich froh, dass es dunkel ist und ich das Gemetzel nicht mit ansehen muss. Kurzfristig werde ich zur Vegetarierin. Die Lust auf Poulet ist mir vergangen. Dafür schmecken die karamellisierten Bananen zum Nachttisch ausgezeichnet.

Flughunde, Krokodile und Baobab-Alleen

Beim Aufstehen um sechs Uhr herrscht dichter Nebel vor. Alles ist feucht, die Kleider, das Gepäck und auch das Zelt. Franckie will schon bald aufbrechen, und so bleibt uns nichts anderes übrig, als das Zelt nass einzupacken. Nach kurzer Zeit können wir das Ufer nicht mehr sehen. Der Nebel hängt dicht über der Wasseroberfläche. Gespenstische Ruhe liegt auf dem Fluss. Nicht einmal mehr Vögel sind zu hören.

Nach einer Stunde lichtet sich der Nebelschleier und die Sonne dringt schwach durch. Schemenhaft können wir die Umrisse eines Berges und verschiedener Bäume am Ufer erkennen. Die Stimmung ist einmalig, kaum beschreibbar, fast mystisch.

Als die Sicht allmählich besser wird, sehen wir, dass der Tsiribihina rechts von riesigen Sandsteinfelsen gesäumt wird. In den Nischen hängen Hunderte von Flughunden mit dem Kopf nach unten. Über dem Sandsteingebirge breitet sich dichter Urwald aus. Links ist das Flussufer sandig und fällt steil ab. Immer wieder rieselt leise der Sand ins Wasser. Auf dem angrenzenden Schlammstreifen pflanzen die Ansässigen Reissetz-

linge und Gemüse an. Sie hoffen, die Ernte einbringen zu können, bevor der Fluss wieder mehr Wasser führt und alles überschwemmt.

Plötzlich schubst mich Kontondriana aufgeregt an und deutet in eine Richtung auf das Wasser. Angestrengt schaue ich auf die Wasseroberfläche, kann aber nichts sehen. Doch, jetzt taucht es auf; keine zehn Meter von uns entfernt schwimmt ein Krokodil. Regungslos sitzen wir im Boot. Genauso schnell wie es aufgetaucht ist, verschwindet es wieder. Hatte Franckie vielleicht doch recht mit seiner Behauptung? Jedenfalls bin ich froh, dem Krokodil im Wasser begegnet zu sein und nicht auf der Sandbank, wo wir übernachtet haben.

In der Ferne tauchen Baobab-Bäume am Ufer auf. Sie sind so etwas wie das Wahrzeichen Madagaskars. Mit ihrer stattlichen Grösse von 20–30 Metern scheinen sie erhaben über die Umgebung zu wachen. Die kleinen, blattlosen Kronen sehen fast aus, als wären die Wurzeln oben, das heisst, als wären die Bäume umgekehrt in die Erde gepflanzt worden. Die Baobabs können in ihren Stämmen Tausende von Litern Wasser speichern. Einige erreichen ein Alter von 5000 Jahren. Aus ihrer Rinde und vor allem aus ihrem Harz können Naturärzte verschiedene Heilmittel gewinnen.

Nachdem nun fast drei Tage kein Lärm die wohlthuende Stille durchbrochen hat, taucht ein Boot mit einem furchtbar knatternden Dieselmotor chinesischer Herkunft auf und bringt uns unsanft in die Wirklichkeit zurück. Schon von weitem sehen wir Mahefa, unseren Chauffeur, vom Ufer winken. Ja, unsere intensive und eindruckliche, aber auch anstrengende Tour mit dem Einbaum geht ihrem Ende entgegen.

Vor uns liegen noch das UNESCO-Weltkulturerbe Tsingy und die Baobab-Allee bei Morondava – doch das wäre Stoff für eine weitere Geschichte.

Autorenkontakt: www.miromy.ch/vu